Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 10 (1937-1938)

Heft: 1

Artikel: International House

Autor: Lajtha, Edgar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-852528

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

International House. Von EDGAR LAJTHA.

Vorbemerkung: Der Rowohlt-Verlag, Berlin, veröffentlicht soeben das Buch „Welterleben. Menschen, Inseln, Ozeane. Ein Reisebuch von Edgar Lajtha" (283 Seiten und zahlreiche Illustrationen). Obwohl es sich nicht um eine Veröffentlichung speziell pädagogischen Inhalts handelt, glauben wir den SER-Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf dieses originelle Buch aufmerksam machen. Es handelt sich nicht um eines der ewigschönen Reise-Erinnerungsbücher, deren Inhalt man schon kennt, ehe man die Buchdeckel geöffnet hat. Der Ungar E. Lajtha notiert nicht kaleidoskopisch auf, was schön und nett ist. Mit den modernen Augen für sachliche Feststellungen, Beobachtungen, Tatsachen, für Wesentliches, nicht für Unbedeutendes, hat er die Reise in vier Erdteilen gemacht. Frisch und vorurteilsfrei, mit tempohafter Kürze erzählt er von Menschen und Ländern jenseits der Meere, von Menschen und Ländern, in denen das ewige Thema Leben in fremden Melodien, aber mit gleichem Leitmotiv in stets neuen Variationen lockt. Dutzende selbst aufgenommener Photos von teilweise geradezu symbolischer Kraft, beleben das wertvolle Buch. Wir freuen uns, dank des Entgegenkommens des Rowohlt-Verlages, das Recht zu besitzen, eines der vom pädagogischen Standpunkte aus interessantesten Kapitel „International House", New York, veröffentlichen zu dürfen. L.

Ich wohne im International House. In diesem Haus lebt die Jugend von 67 Nationen. Sechshundert Studenten, Lehrer, Musiker, Maler, Bildhauer, Schauspieler. Zwanzig- und Sechzigjährige wohnen hier, gehen von hier aus in die in der Nähe liegenden Universitäten und Schulen. Von außen gleicht das einer Riesenkaserne. Nur die prunkvollen Portale und zwei flachdachige Turmbauten auf den beiden Flügeln geben dem Hause ein besonderes Profil.

Im rechten Hausflügel wohnen die Mädchen, im linken die Jungens, im Mittelbau sind die Gesellschaftsräume. Umgürtet von Parkanlagen thront das International House auf einem Hügel, an der Riverside Drive, an New Yorks schönster Autostraße und an dem kühlen, ruhig dahinfließenden Hudson River.

Ueber dem Hauptportal weht das Sternenbanner und rechts und links von ihm je zwei Flaggen anderer Völker. Das Sternenbanner weht jahraus — jahrein über den Portalen. Die vier internationalen Flaggen werden jeden Sonntag gewechselt. Ungeduldig warten die ausländischen Insassen auf ihre Flagge. Es dauert oft Monate, bis die Flagge einer Großmacht an die Reihe kommt, weil inzwischen kleinere Nationen an die Reihe kommen müssen. Da hängen zum Beispiel an einem Tag die Flaggen der Fidji-Inseln, Liberia, Costa Rica und Großbritannien....

Ich frage, da ich schon ein halbes Jahr hier wohne, wann man endlich die ungarische Fahne zu sehen bekommt. Die Dame in der Verwaltung durchfliegt eine Liste, endlich stoppt ihr Finger: Hungary kommt aber erst in fünf Wochen dran.

Kindlich ist das Haus in allem. Große Kinder sind wir alle in ihm. Die es nicht sind, werden von dieser Stimmung angesteckt, wenn sie länger hier wohnen. International House, glückliches Haus, schönes Haus.

Wir haben hier alles. Jeder kann sich nach seinem Portemonnaie einnisten. Das Haus ist zwar eine Rockefeller-Stiftung, man arbeitet mit Defizit, man möchte aber mit immer weniger Defizit arbeiten. Also regiert auch hier der Dollar.

In jedem der sechshundert Zimmer kann man telephonisch erreicht werden. Es gibt große Zimmer und kleine Zimmer. Die Preise richten sich nach der Etage, in der das Zimmer liegt. Man kann schon für vier Dollar die Woche wohnen, man kann auch ein Zimmer mit eigenem Badezimmer für vierzehn Dollar bekommen. Wenn man gar kein Geld hat, arbeitet man in der Kantine, im Büro, im Fahrstuhl — und man wohnt dafür umsonst.

Der Fahrstuhlführer auf unserem Flügel war Offizier des Zaren. Heute studiert er Archäologie an der Universität. Während er uns hinauf — hinunter fährt, hält er ein Lehrbuch in der Rechten, mit der Linken aber bedient er den Fahrstuhlhebel. Lachend zeigt er uns die linken Armmuskeln, die vom Fahrstuhlführen angeschwollen sind wie die Muskeln eines Weltschwergewichtsmeisters.

Dieser Russe ist aber genau so angesehen wie der Millionärssohn aus Kalifornien. Die Jungens, die in der Kantine das Essen einfüllen, das Geschirr abräumen, sitzen nach ihrer Arbeit genau so in den Bibliotheken, Bridgekammern, Salons oder in den bequemen Gobelinfauteuils der großen Halle wie die Studenten mit privatem Badezimmer.

Man kann sagen was man will: diese Zivilisation hier ist klassenlos. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Urgroßväter der amerikanischen Jungens hier herüberkamen. Keiner von ihnen hatte was. Es gab eine einzige Klasse. Die Klasse der Habenichtse. Diese erhoben die Arbeit zu ihrer gemeinsamen Religion. Während zum Beispiel die sozial denkende Jugend Japans bis aufs Blut die Millionäre haßt, haßt man sie hier in Amerika nicht. Nicht einmal der Zeitungsjunge auf der Straße beneidet den Millionär. In dieser Zivilisation kann er es ja auch von einem Monat zum anderen werden. Die Millionäre in Amerika haben ein viel größeres Gemeinschaftsgefühl als Millionäre irgendwo anders auf der Welt. Sie wollen die allgemeine Zufriedenheit, das allgemeine Lebensniveau heben, weil sie genau wissen, daß sonst ihre Position nicht berechtigt ist und nicht geduldet wird. Man braucht hier nur aus dem Fenster des International House zu schauen. Gegenüber sieht man eine prachtvolle gotische Kirche. Es ist eine Stiftung Rockefellers. Auf dem anderen Ufer des Hudson stehen keine Häuser, sondern es grünt herrlicher Wald. Rockefeller kaufte die ganzen Grundstücke das Ufer entlang auf und schenkte sie nachher der Stadt mit der Bedingung, daß sie nicht bebaut werden.

Es ist hier wie in einem Luxushotel, das heißt, ein Hotel kann das alles gar nicht bieten, was dieses Haus bietet. Konzertsaal, Kino, Tanzsaal, Lese-

salons, große Bibliothek, elegante Hallen, Liegeterrassen, Turnhalle, Bridgesalons, American Bar, Kantinen, Bazar, Friseur, Apotheke, ständige ärztliche Assistenz und Privatbüros, wo man sich Privatstunden von Herren oder Damen geben lassen kann, denn Besuch vom anderen Geschlecht ist in den Wohnzimmern strengstens verboten. Selbst die sechzigjährigen Lehrerinnen können siebzigjährige Universitätsprofessoren nicht empfangen. Dazu sind ja die prunkvollen Hallen da.

„Brotherhood May Prevail" ist über die Portale geschrieben. Völkerschaften, lernt einander gegenseitig kennen und schätzen — das ist das große Leitmotiv der Hausgemeinschaft. In diesem Sinne werden auch die großen gesellschaftlichen Veranstaltungen aufgezogen. Samstags abends wird eine der besten Jazzkapellen von New York geheuert und es wird bis in den Morgen getanzt. Im Sommer wird nicht im Ballsaal getanzt, sondern auf den Dächern von New York, auf den hohen Dachterrassen. Dann triumphieren die Abendkleider und Smokings. Nur die Chinesinnen tanzen in ihren langen, enganliegenden Roben. Die chinesischen Jungen tanzen auch gern und viel, am rührigsten sind die kleinen flinken Philippinos in ihren weißen Tropensmokings, sie sind am Morgen die letzten, die schlafen gehen.

Sonntag nachmittag gibt es die berühmten „Sunday Suppers". Im großen Konzertsaal wird für tausend Personen an langen Tischen gedeckt. Die elektrische Beleuchtung ist ausgeschaltet, nur Kerzen flackern auf den weißen Tischdecken. Außer den sechshundert Insassen sind etwa vierhundert Gäste geladen. Jeder darf über die Probleme des Tages Reden halten. Meistens ist ein Starredner geladen. Prominente, Schriftsteller oder Politiker, die geschmeichelt über die Einladung „vor der Jugend von siebenundsechzig Nationen" zu sprechen, hier ohne Honorarforderung erscheinen und sprechen.

Zweimal wöchentlich gibt es in der oberen Halle — Teeabende. Der eine ist exklusiv nur für die Insassen, zum anderen darf man Gäste von außerhalb einladen. Außer diesen Veranstaltungen des „Hauses" geben die einzelnen Nationen, die in Gruppen zusammengeschlossen sind, jeden Freitag Nachmittagtees. Die pompösesten Veranstaltungen sind die Bälle der Nationen. Jede Gruppe riskiert es einmal und investiert für einen Galaball, indem sie eine gute Jazzband chartert und für Erfrischungen und Attraktionen sorgt. Ein Dollar Eintritt wird erhoben. Die beste Stimmung herrscht natürlich bei den Bällen der amerikanischen Gruppe, Erfolg hat meistens auch der Philippinoball, der deutsche Ball, der britische Ball — die Japaner haben mit Unterstützung ihrer Botschaft etwas ganz Besonderes geleistet. Schon die Einladungen waren von Künstlerhand gezeichnet. Im Nationalkostüm sang eine Nipponesin die große Arie aus der Oper Butterfly, viel Mädchen erschienen in Kimonos, japanische Puppen und Fächer wurden verteilt. „Eine Nacht in Japan" hieß der Ball.

Die Liebeleien im International House sind leicht und kindlich, wie die Insassen überhaupt. Fünfzig Prozent Amerikaner bewohnen das Haus, sie geben hier den Ton an in Umgang, Spiel und Liebe. Ueberall der gleiche frische, unbeschwerte Geist. Selbst die Scheuen und Zaghaften vom Fernen Osten werden von ihm angesteckt.

Man steckt sich gegenseitig Briefe in die Postfächer, man fährt zusammen im eigenen Wagen zur Kirschblüte nach Washington, oder wenn man keinen eigenen Wagen hat, setzt man sich auf die offene Etage eines Autobusses, ganz vorn in die allererste Reihe und fährt für zehn Cent bis ans andere Ende von New York.

Das Haus hat seine Don Juans, seine Casanovas. Da ist zum Beispiel der hochgewachsene Chinesenboy von Hawai, der seine ganze Zeit in der großen Halle mit Gitarrespielen und Liederbrummen verplempert. Immer ist er umlagert von schönen Mädels....

Spät abends, wenn die große Halle geleert werden muß, müssen die beiden Türen, die zu den Damen- und zu den Herrenflügeln führen, zugeriegelt werden, man geht hinaus auf die Freitreppe vor dem Portal und sitzt da zu Dutzenden bis nach Mitternacht. Spät nach Mitternacht begleiten noch die Jungens die Mädchen zu dem Eingang des Damenflügels. Dort plaudern sie oft im Stehen noch weiter, bis sie sich voneinander endlich verabschieden, und jeder geht in sein Zimmer, um noch ein oder zwei Stunden zu studieren.

Es ist reizend, wie die Rassen ihre Vorurteile gegeneinander nach persönlichem Kennenlernen aufgeben. Die blonden, kleinen Amerikanerinnen konnten ihr Verwundern darüber nie unterdrücken, daß die japanischen Jungens so scheu sind, sie dachten doch, das wären kriegerische, agressive Menschen. Und dann lernen Kinder der verschiedensten Nationen, daß die Größe einer Nation nicht von ihrer Einwohnerzahl abhängig ist. Ein jugendlicher Redner hatte großen Applaus, als er seinen Vortrag über Schweden folgendermaßen begann: „Die Schweden sind zwar kein zahlreiches Volk, aber eine große Nation."

Wie alle Jugend der Welt, diskutiert auch die amerikanische. Sie sind aber erleichtert nach diesen Diskussionen. Man meidet instinktiv das allzu Problematische, das Abstrakte, das Analysierende. Ja, es bleibt kein Krampf in den Köpfen, wie nach den nie endenwollenden Diskussionsabenden europäischer Studenten, es bleibt kein Krampf in dem Herzen wie an den Diskussionsabenden japanischer Studenten, wo jeder eine Mission in sich fühlt und noch weltverbessern möchte.

Bei all dieser Unbeschwertheit kennt die akademische Jugend, fast jeder junge Mann und fast jedes junge Mädchen in diesem Haus den „Ernst des Lebens".

Fast jeder, der in diesem Luxusstudentenhotel lebt, muß sich das Geld für sein Studium selbst erarbeiten. Da ist der große, hübsche Slovake, der vier Sprachen spricht. Er arbeitet in der Garderobe des Waldorf-Astoria-Hauses und studiert von seinem Verdienst auf einer Musikschule. Die kleine blonde Edna Belgum annonciert ständig auf dem Schwarzen Brett Klavierunterricht. Sie selbst studiert noch am Konservatorium und hat gerade in diesen Tagen den Tausend-Dollar-Konservatoriums-Preis gewonnen. Das Geld schickte sie ihren Eltern an das andere Ende der Staaten. Sie hat sieben Schüler und kann davon leben. Der komische Snapp Wold, ihr Verehrer, löchert mich durchschnittlich dreimal in der Woche mit der Frage, ob es für einen Beamten der Telephongesellschaft ratsam sei, eine berühmte Pianistin zu heiraten oder nicht. Da ist auch eine deutsche Dame, die ebenfalls auf dem Schwarzen Brett annonciert. Sie gibt deutsche Sprachstunden für Amerikaner, englische Sprachstunden für Europäer und Violinstunden für alle. Da ist mein Freund W., der an der Columbia University politischen Journalismus studiert und von Beruf als Werkstudent: Ghost writer — Geistesschreiber ist. Er schreibt Zeitungsartikel anonym für jene Leute, die nicht schreiben können, aber dennoch gerne ihren Namen in der Presse sehen. Da ist der kleine Alfredo, der ebenfalls Politik studiert und reisender Demonstrator einer Küchengerätefabrik ist. Hier ist auch ein junger Mann, der Rechtswissenschaft studiert. Er ist nebenbei städtischer Angestellter, Relief Investigator, das heißt, Rechercheur für Arbeitslosenunterstützung. Er hat einen Teil des Negerviertels unter sich, muß in die Häuser der Armen gehen und feststellen, inwieweit sie unterstützungsbedürftig sind. Seine Erzählungen brachten so manchen Schatten in die Sonne dieses Hauses.

Sonne, Freude, Lachen herrscht in diesem Haus.

„Was haben Sie denn da drin?" fragt der amerikanische Dock-Gepäckträger, als er meinen Koffer stöhnend aus dem Auto hebt.

„Bücher."

„Was machen Sie denn heutzutage mit soviel Büchern?"

Ein rothaariger, rotbackiger, blauäugiger Junge im reifsten Mannesalter sitzt in einem Fauteuil des großen Schiffsvestibüls. Ein Dutzend flinke Gesellen umstehen, umlagern ihn. Der rothaarige, rotbackige Riesenjunge hat sein Haupt entblößt, seine Belagerer aber haben die Hüte auf den Köpfen, Bleistift und Notizblocks in den Händen. Der rote Mann antwortet wie ein Abiturient auf die Kreuzfragen. Endlich pfeift die Sirene auf, Journalisten stürzen von Bord, erleichtert atmet der Todgefragte auf. Die ewigen Augen des Dichters flackern in seinem Gesicht. Er heißt Sinclair Lewis und fährt zum „Yachting" nach Europa.

„Six soixante-dix... 670 — six soixante-dix... voilà, voilà Monsieur... c'est votre cabine, Monsieur!"

Der französische Ozeanriese steht noch immer im New Yorker Dock. Sein Boden ist aber schon Europa. Jetzt gibt es nicht mehr das herzliche „Hallo Boy", „Hallo Chief". Jetzt gibt es nur noch: Monsieur, Madame.

Vor der Kabine harren zwei kräftige Männer. Sie müssen schon sehr lange auf mich warten. Beide lächeln gaminhaft und rufen rhythmisch im Chor: „Votre bagage, Monsieur, nous avons apporté votre bagage, Monsieur!"

Von der Ferne winken wir noch den Wolkenkratzern der Wallstreet. Ganz klein sind sie schon, trotzdem wirken sie gigantisch. Mit erhobener Fackel grüßt zum Abschied die Freiheitsstatue von ihrer Insel.

Zeichenstunden im Frühling.

Von RICHARD ROTHE, Wien.

Der Frühling lenkt das Interesse der Kinder auf die wiedererwachende Natur, auf die Blumen im Freien, in Haus und Garten, auf die wiedergekommenen Vögel des Waldes und der Hecke, auf das Spiel im Freien und die Wanderung ins neue Grün und auch auf den Schulanfang.

Damit sind auch schon die Aufgaben für den Zeichenunterricht gegeben, von denen zu erwarten ist, daß sie das gleiche Interesse finden.

Die stärksten Eindrücke vermitteln wohl die Blumen, und für die Kinder der Stadt sind es besonders die Topfblumen, die den Kindern den Einzug des Frühlings dartun. So lernen die Kinder die Tulpen, die Veilchen, die Primeln und andere Frühlingsblumen kennen und werden aus nächster Anschauung mit ihnen vertraut.

Die Unterstufe wird sich damit begnügen, sich auf jeder einzelnen Zeichnung nur mit einer Blumengattung zu beschäftigen und sie nach bestem Können zu gestalten. So entsteht etwa ein Blatt mit Tulpen, eines mit Veilchen und eines mit Primeln oder anderen Blumen. Die Mittel- und Oberstufe kann vielleicht eine Gruppe von mehreren Blmentöpfen wiedergeben und sich dazu der Technik des Papierschnittes bedienen, die gerade für die Wiedergabe von Blumen sehr geeignet erscheint.

Für die Durchführung des Buntpapierschnittes verwenden wir am besten die bekannten Glanz-